

A close-up photograph of a woman with long, dark, wavy hair hugging a baby. The woman's face is partially visible, looking down at the baby with a gentle expression. The baby is wearing a light blue onesie and is being held against the woman's chest. The lighting is soft and warm, suggesting an indoor setting with natural light. The overall mood is intimate and tender.

JAYNE STERNE

Niemand hörte mein Weinen

Wenn der Peiniger aus der
eigenen Familie kommt

Weltbild

Niemand hörte mein Weinen

Über die Autorin

Jayne Sterne lebt heute mit ihrem Mann und ihren Kindern in London.

Jayne Sterne

Niemand hörte mein Weinen

Wenn der Peiniger aus der
eigenen Familie kommt

Aus dem Englischen
von Sabine Schäfer

Weltbild

Lizenzausgabe mit Genehmigung der Bastei Lübbe AG, Köln
für Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg
Für die Originalausgabe: Copyright © 2007 Jayne Sterne
Titel der Originalausgabe: »Destroyed«
Für die deutschsprachige Ausgabe: Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln
Covergestaltung: atelier seidel/teising auf Basis der Gestaltung von Christin Wilhelm,
www.grafic4u.de
Covermotiv: shutterstock
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
978-3-8289-3792-5

2019 2018

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:
www.weltbild.de

»Die Monster unserer Kindheit verschwinden nicht.«

John Le Carré

Prolog

Nachtzeit

Es ist die Dunkelheit, an die ich mich am meisten erinnere. Die Dunkelheit und das Gefühl der Fremdheit.

Ich bin acht Jahre alt und liege in meinem Bett. Mum und Dad schlafen. Meine Brüder Sean und Stuart schlafen. Meine kleine Schwester Mandy schläft. Alles um mich herum ist pechschwarz, ich habe mich unter meine Decke gekuschelt und hoffe, dass sie mich vor den verborgenen Schrecken der Dunkelheit beschützen werden. Die Nachtzeit hat mir schon immer Angst gemacht. Schlimme Dinge passieren in der Nacht. Dinge, die nicht passieren sollten.

Doch heute Nacht kann ich nicht schlafen, und der Morgen scheint noch weit entfernt zu sein. Ich bin in einem fremden Zimmer in einem fremden Haus. Die Leute, bei denen ich bin, sind Fremde, und es gefällt mir hier nicht. Meine Mum hat mich schon vor langer Zeit zu Bett gebracht, mir einen Kuss auf die Stirn gegeben und »Gute Nacht, Jayne« geflüstert. Doch seitdem liege ich wach, während mir verworrene Gedanken durch den Kopf gehen. Ich habe an zu Hause gedacht, an das Leben, das ich hinter mir gelassen habe. Und ich habe daran gedacht, wie glücklich all die anderen Kinder zu sein scheinen. In zwei Tagen wird es eine Party geben, mit Verkleidung, Musik und Kuchen. Die anderen sind ganz aufgeregt, und ich wünschte, ich könnte ihre Vorfreude teilen, aber irgendwie kann ich das nicht.

Etwas stimmt nicht. Es ist nicht nur die Tatsache, dass ich mich an einem neuen Ort befinde, weit weg von dem Leben, das mir so vertraut war. Da ist noch etwas anderes. *Jemand* anderes. Sein Name ist Graham. Er hat rote Haare und stechende grüne Augen, die direkt in mich hineinzusehen scheinen. Die Erwachsenen mögen ihn: Sie mögen die Art, wie er mit ihnen redet und wie er mit uns Kindern umgeht. Aber ich bin mir da nicht so sicher. Ich bin zu klein, um den Mund aufzumachen, eine Meinung zu solchen Dingen zu haben, aber ich verstehe nicht, warum er immer da ist. Wenn ich einen Raum betrete, wartet er auf mich. Wenn ich versuche, einen Ort zu finden, an dem ich allein sein kann, taucht er auf wie ein falscher Fuffziger und stört mich mit irgendeiner erfundenen Frage oder Aufgabe. Manchmal berührt er mich und ich bekomme eine Gänsehaut. So sehr hasse ich es.

Wenn die Erwachsenen da sind, gibt er sich große Mühe, ihnen zu helfen und redet mit mir in diesem fröhlichen, freundlichen, ermutigenden Tonfall. Ab und zu jedoch, wenn es niemand anders sehen kann, erwische ich ihn dabei, wie er mich ansieht. Der Ausdruck in seinen Augen gefällt mir nicht. Er hat etwas Totes. Etwas Flaches. Doch wenn nur er und ich da sind, ist er anders. Dann ist er beängstigend. Er schreit mich an, sagt mir, ich sei dumm, ich sei nervig und ungeschickt und mache Sachen falsch. Ich sei ungezogen und werde meinen Eltern Kummer machen. Dann möchte ich weinen, und manchmal tue ich es – jedoch nur, wenn keine Erwachsenen in der Nähe sind. Das würde sie dazu veranlassen, zu fragen, was los ist, und ich weiß, dass man mir nicht glauben wird, selbst wenn ich Worte für diese Gefühle finden würde, die ich nicht verstehe.

Ich schließe meine Augen fest, bete, der Schlaf möge kommen, meine Sorgen auslöschen und es mir ermöglichen, mich wieder sicher zu fühlen. Und schließlich kommt er, aber vorher sehe ich noch sein Gesicht in meinem Geist, höre seine Stimme in meinem Kopf nachhallen.

Wenn ich gewusst hätte, was er vorhatte, wäre ich in jener Nacht nie *in der Lage* gewesen einzuschlafen. Ich wäre direkt in das Zimmer meiner Eltern gelaufen und hätte sie angebetelt, bei ihnen schlafen zu dürfen. Ich hätte geschrien und gebrüllt, egal wie sehr ich damit meine Familie und unsere Gastgeber gestört hätte. Doch während ich schlafe, habe ich keine Ahnung davon, dass mein Leben kurz davorsteht, sich für immer zu verändern. Natürlich nicht. Warum sollte ich auch?

Welches unschuldige Kind könnte sich die Dinge vorstellen, die passieren werden?

Welches unschuldige Kind könnte wissen, dass Erwachsene so böse sein können?

Welches unschuldige Kind könnte auch nur ansatzweise verstehen, warum?

Während ich schlafe, bereitet er sich vor. Er weiß, was passieren wird. Er weiß um die Triebe, die ihn beherrschen. Er weiß, dass es nur eine Sache gibt, die ihn befriedigen wird.

Und am schlimmsten: Er weiß, wo ich bin.

Er verlässt sein Zimmer mitten in der Nacht. Der Rest des Hauses schläft, er schleicht den Flur entlang. Er bleibt vor meiner Tür stehen. Sein Atem ist unregelmäßig vor Erregung, und seine Hände zittern. Langsam und leise öffnet sich die Tür und er kommt herein, schließt leise die Tür hinter sich. Ein paar Augenblicke sieht er auf das kleine Mädchen im Bett hinunter, das fest schläft. Sie wird bald wach sein, doch wenn

es so weit ist, weiß er, wie er sie zum Schweigen bringt, sowohl für den Augenblick, als auch in Zukunft.

Er hat es alles genau geplant.

Mir werden ein paar weitere Sekunden seligen Schlafes gestattet. Der Unschuld und der Unkenntnis der schrecklichen Dinge, die einem Kind widerfahren können.

Doch dann macht er einen weiteren Schritt auf mich zu. Er beugt sich vor und zieht die Decke zurück. Er zwingt sich auf meinen schlafenden Körper.

Und so fängt es an.

Durch das Fenster

Sich an die Vergangenheit zu erinnern, ist wie der Blick durch ein Fenster.

Wenn ich an mein Leben zurückdenke, stelle ich mir vor, wie ich durch dieses Fenster blicke und das kleine Mädchen sehe, das ich einmal war, und all die Dinge, die ihm widerfahren sind. Es ist, als würde ich einer anderen Person zusehen, und manchmal will ich wütend gegen das Glas schlagen, ihre Aufmerksamkeit erringen und ihr die Sachen sagen, die ich jetzt weiß. Wenn das damals jemand getan hätte, hätte sich vielleicht alles anders entwickelt, und die Ereignisse, die darauf folgten, wären vielleicht nicht passiert.

Doch so funktionieren Erinnerungen nicht, und egal, wie oft ich gegen diese Fensterscheibe schlage, das kleine Mädchen hört es nicht, und ich bin gezwungen, jede Einzelheit meiner Kindheit als hilfloser Beobachter mitzuerleben: Ich stelle fest, dass ich mir wünschte, ich könnte einen Vorhang zuziehen, mich umdrehen und in eine andere Richtung blicken. Doch das ist nicht möglich.

Ich wurde in Southend-on-Sea geboren, als Tochter von Brian und Sandra Horgan. Meine Mum war 1945 in Southend geboren worden, als Ältestes von neun Kindern und einziges Mädchen. Trotz der großen Zahl von Kindern hatte sie eine liebevolle, stabile Kinderstube, da bei meiner Oma und meinem Opa die Kinder immer an erster Stelle kamen. Dad

wurde im selben Jahr in Croydon geboren. Traurigerweise starb sein Vater, als er noch sehr jung war, und meine Großmutter heiratete den Mann, den ich als meinen Großvater betrachtete.

Als er sechzehn war, arbeitete mein Vater auf dem Riesenrad des Rummelplatzes in Southend, Mum arbeitete auch dort, auf einem der anderen Fahrgeschäfte, und so trafen sie sich. Es war im Jahr 1961 – die Sechziger hatten gerade begonnen, Rock and Roll war auf dem Höhepunkt. Dad muss verwegen gewesen sein, denn meistens fuhr er nach getaner Arbeit auf seinem geliebten Motorrad zurück nach Croydon und zog einen adretten Anzug an, während Mum nach Hause ging und sich fein machte, mit einem eleganten Kleid und Stiletto. Dann fuhr er den ganzen Weg zurück nach Southend und führte sie am Abend aus. Brian und Sandra gingen tanzen, zur Musik von Elvis Presley, Buddy Holly und anderen Klängen der frühen Sechziger.

Die Sechziger hatten vielleicht gerade erst angefangen, aber die sexuelle Revolution war noch nicht in Southend-on-Sea angekommen. Wie es üblich war, beschlossen meine Eltern zu heiraten, nachdem sie weniger als ein Jahr zusammen gewesen waren. Zu dem Zeitpunkt waren sie beide siebzehn Jahre alt – und ihr erstes Kind, mein Bruder Sean, kam bald darauf, als sie achtzehn waren. Ein zweiter Sohn, Stuart, wurde 1965 geboren. Ich kam am 30. Januar 1969 hinzu.

Wir waren keine wohlhabende Familie, obwohl ich annehme, dass wir nicht viel schlechter dran waren, als die meisten Arbeiterfamilien in jener schwierigen Zeit Anfang der frühen 1970er. Als deutlich wurde, dass der Lohn eines Riesenradbegleiters nicht ausreichen würde, um eine Familie zu er-

nähren, nahm Dad einen Job als Fernfahrer an. Er brachte seine Ladungen hauptsächlich nach Nordirland. Mum hatte mit uns natürlich alle Hände voll zu tun, aber da wir nur um die Ecke von meiner Oma und meinem Opa in Southend lebten, hatte sie viel Hilfe.

Dads Arbeit brachte es mit sich, dass er oft über einen längeren Zeitraum von zu Hause weg war; vielleicht war es das, was die Ehe meiner Eltern belastete; vielleicht hatten sie aber auch nur dieselben Probleme, die alle verheirateten Paare haben. Was auch immer die Gründe waren, alles, was ich weiß ist, dass mein Dad eines Tages nicht nach Hause kam. Mum war jedoch der Meinung, dass Familien zusammenbleiben sollten, daher beschloss sie, nach Nordirland zu fahren und ihn aufzuspüren.

Und so wurde ich zu meinen Verwandten geschickt, während Mum sich an die schwierige Aufgabe machte, ihre Ehe zu retten.

Die Mittel meiner Verwandten waren begrenzt, und sie hatten nicht viel Platz, daher wurden Sean und Stuart, da sie älter waren, in eine Pflegefamilie gegeben. Wie sie sich gefühlt haben mussten – beide waren noch kleine Jungen – als sie in das ungewohnte Haus einer fremden Familie kamen, kann ich mir kaum vorstellen. Jahre später erinnerte sich Sean daran, dass er in ein Auto gepackt worden war, während sein kleiner Bruder in einem anderen weggefahren wurde: Das Bild des kleinen Stuart, der ihm verängstigt nachblickte, während er seine Hände auf das Glas des Autofensters legte, hat er immer noch vor Augen. Und Stuart selbst hat mir von seinen überwältigenden Erinnerungen an seine Pflegefamilie erzählt. Es war ihm erlaubt worden, ein Spielzeug mitzunehmen, also

entschied er sich für seinen geliebten Tonka-Truck. Ein paar Tage nachdem er bei der Pflegefamilie angekommen war, spielte er gerade ruhig allein mit seinem Spielzeug, als ein anderes Kind es aufhob, auf den Boden fallen ließ und es in Stücke zerbrach. Der kleine Stuart war untröstlich, doch dann erzählte das Kind, welches das Spielzeug zerbrochen hatte, den Erwachsenen, Stuart habe es selber getan, und mein Bruder wurde bestraft, weil er nicht auf seine Sachen achtgab. Bei anderen Gelegenheiten urinierte eines der anderen Kinder absichtlich auf sein Bett, sodass Stuart dafür verantwortlich gemacht wurde und auch die Schmach tragen musste. Ich bin sicher, dass die Erwachsenen nicht wussten, was vor sich ging, und später im Leben erinnerte sich Stuart, dass sie nette Leute waren. Doch Kinder können sehr grausam sein, und er war derjenige, der es abbekam.

Glücklicherweise dauerte die qualvolle Zeit in der Pflegefamilie nicht lange. Mum und Dad brachten die Dinge wieder ins Reine, und die Familie wurde wiedervereinigt. Wir zogen nach Larne in Nordirland um, gleich nördlich von Belfast, wo meine Eltern eine Wohnung über einem Schuhladen fanden. Dies war das erste Haus, an das ich mich erinnere.

Für Mum war der Umzug nach Larne sehr hart: Es gab keine Familie, die ihr half, sich um die Kinder zu kümmern, und keine Freunde.

Dad musste immer noch den Lebensunterhalt für uns verdienen, und daher war er regelmäßig weg, von Sonntagabend bis Freitagnachmittag.

Unser neues Zuhause war schäbig und heruntergekommen. Die Wände waren hoch, die Fenster klein. Wir hätten gerne den Luxus eines Teppichs auf dem Boden gehabt, aber dafür

war kein Geld da. Die Fußbodendielen waren unregelmäßig, zersplittert und rau, und es ragten gefährliche Nägel aus ihnen heraus. Barfuß zum Badezimmer zu gehen, wäre dumm gewesen; es im Dunkeln zu tun, sogar noch mehr. Viel besser war es, unter der Decke zu bleiben, verborgen vor der Nacht, welchen Schrecken sie auch bereithalten mochte. Von Anfang an war das Leben dort sehr hart, und es war nicht ausreichend Geld da.

Ich war verunsichert und fürchtete mich vor unserem neuen Haus – es fühlte sich alles so seltsam an, und ich hatte Probleme zu schlafen. Eine Nacht ist mir besonders im Gedächtnis geblieben; ich erinnere mich daran, als wäre es gestern gewesen. Ich öffnete meine Augen. Ich erinnere mich nicht mehr daran, wie spät es war; ich erinnere mich nur noch daran, dass ich Angst hatte: die üblichen Kindheitsängste vor Monstern unter dem Bett und Schatten vor dem Fenster. Etwas knarrte, und ich zog die Decke fester um mich.

Ich lag mit weit aufgerissenen Augen in der Dunkelheit, ein Schauer durchlief mich. Ich hoffte, dass das knarrende Geräusche aufhören würde, doch das tat es nicht. Es wurde sogar noch lauter. Phasenweise dachte ich, da wäre etwas in meinem Zimmer. Ich wollte nicht mehr alleine sein, daher schlüpfte ich unter der Bettdecke hervor und wagte mich über den kalten, mit Nägeln übersäten Boden. Als ich Richtung Tür schlich, umfing mich die Dunkelheit, klebte regelrecht an mir. Ich wurde noch ängstlicher. Ich wollte zurück zu meinem Bett gehen, aber jetzt hatte ich die Orientierung verloren und wusste nicht mehr, in welche Richtung ich mich wenden musste. Ich fing an, in der Dunkelheit herumzutasten. Plötzlich berührten meine Fingerspitzen den Türgriff. So leise, wie

es meine kindliche Ungeschicktheit erlaubte, öffnete ich die Tür und trat hinaus.

Jetzt jedoch, da ich mich im Flur befand, war ich wie gelähmt vor Angst. Es war heller hier – vielleicht war eine Lampe an –, aber trotzdem nicht beruhigender. Ich setzte mich auf den Boden und umklammerte meine Knie.

Zu verängstigt, um zu meiner Mum zu gehen, zu verängstigt, um zurück ins Bett zu gehen, saß ich dort, während immer entsetzlichere Gedanken in meinem Kopf herumschwirrten. Gedanken an Geister und Monster – die alle kamen, um mich zu holen.

Und dann, gerade als meine Furcht drohte, mich zu überwältigen, war er da.

Ich weiß nicht mehr, wo er herkam – meine Erinnerung an diese Wohnung ist zu verschwommen, um noch zu wissen, wo sein Zimmer war –, aber seine plötzliche Anwesenheit ließ mich zusammenfahren. Dabei schrammte mein nackter Fuß über den Boden und blieb an einem unsichtbaren Nagel hängen. Sofort war meine Haut mit leuchtend rotem Blut bedeckt. Ich atmete wegen des Schmerzes scharf ein und blickte dann trostsuchend zu meinem Bruder.

»Ich habe Angst, Stu«, sagte ich.

Stuart war erst acht Jahre alt, doch er hatte die Fähigkeit, die Dinge in Ordnung zu bringen, wie es kein Erwachsener konnte. Er setzte sich neben mich, legte seinen Arm um meine Schulter und zog mich fest an sich. »Mach dir keine Sorgen, Jayne«, sagte er beruhigend zu mir. »Es gibt nichts, wovor du Angst haben musst. Am Morgen wird alles wieder gut sein. Du wirst sehen.«

»Mein Fuß tut weh«, sagte ich. Wir beide blickten nach

unten und sahen das Blut auf meinem Zeh, und ich erinnere mich daran, dass der Anblick mich erschauern ließ. Stuart beruhigte er jedoch nicht. Er streckte die Hand aus und drückte mit seinem Daumen auf die Wunde. »Wenn du draufdrückst«, sagte er mir mit geduldiger Stimme, »wird es aufhören zu bluten.«

Ich biss mir auf die Lippe und ließ zu, dass er mir half. Tatsächlich ließ der Blutfluss bald nach, und er zog seine Socke aus, spuckte darauf und wickelte sie als behelfsmäßigen Verband um meinen Zeh.

»Komm«, sagte er. »Du kannst heute Nacht in meinem Bett schlafen.«

Ich blickte ihn dankbar an, als er mich über den Flur zu seinem Zimmer führte. »Ich habe immer noch Angst, Stu«, sagte ich, als ich sicher in seinem Bett lag.

»Ich habe es dir doch gesagt, Jayne, es gibt nichts, worüber du dir Sorgen machen müsstest. Du bist in Sicherheit. Am Morgen wird alles wieder gut sein.« Er legte seine Arme um mich und drückte mich. »Ich werde auf dich aufpassen«, flüsterte er, und ich wusste, das würde er.

Er strich mir übers Haar. »Schlaf einfach wieder ein, Jayne«, sagte er. »Schlaf ein, und ich werde da sein, wenn du aufwachst.«

»Versprichst du mir das?«, fragte ich ihn.

»Ja, Jayne«, antwortete er. »Ich verspreche es.«

Die große, knallbunte Häkeldecke, mit der er mich zugeeckt hatte, roch nach alten Dingen – alten Häusern, alten Menschen. Muffig. Doch es störte mich nicht, weil Stuart bei mir war. Und so, mit diesem Geruch in der Nase und dem Gefühl von Stuarts Hand, die über mein Haar strich, schlief ich ein.

Als ich erwachte, war es hell. Stuart hatte Wort gehalten, er war immer noch da und saß auf dem Boden. Und obwohl er schlief, hielt seine Hand immer noch meine fest. Jetzt, da es draußen hell war und die Sonne die Schatten aus dieser unfreundlichen Wohnung vertrieben hatte, hatte ich keine Angst mehr.

Wir blieben nicht lange über dem Schuhladen. Bald wurden wir alle in Dads Lastwagen verfrachtet und zogen in ein größeres, helleres, komfortableres Haus in der Antiville Road. Verglichen mit unserer vorherigen Wohnung war es wie ein Palast – obwohl es in wohl eher recht gewöhnlich war –, und an dem Tag, an dem wir einzogen, waren Sean, Stuart und ich erstaunt über die Größe der Fenster, und wir liefen durch die leeren Räume und brüllten, um das Echo unserer Stimmen zu hören. Es war ein perfekter, idyllischer Ort. Es gab sogar einen großen Garten, wo Dad uns unseren eigenen kleinen Bauernhof baute, inklusive echter Hühner.

»Gehören sie uns, Dad?«, fragte ich. »Können wir sie behalten?«

»Natürlich gehören sie euch«, antwortete er mit einem Lächeln. »Und wenn du lernst, wie man sich richtig um sie kümmert, werden wir auch ein paar Enten anschaffen.«

Ich lächelte vor Freude, als er mir erklärte, wie man sich um die Hühner kümmert, und er hielt Wort, denn nicht lange danach kam er aufgeregt lächelnd am Wochenende mit einigen Enten nach Hause. Bald hatten wir auch noch Igel und Frösche. Es war ein Paradies für ein kleines Mädchen.

Ich erinnere mich an einen warmen, angenehmen Ort, an dem ich mich glücklich und sicher fühlte. Während wir in der Antiville Road wohnten, machte ich eine Weile ins Bett.

Mum war großartig, denn sie entwarf eine kleine Sternenkarte nur für mich und belohnte mich mit goldenen Sternen, wenn ich trocken aufwachte. Ich wollte unbedingt einen von diesen kleinen goldenen Sternen und Lob von meiner Mum, sodass ich mein Bestes gab, um nicht ins Bett zu machen, und bald brauchte ich die Sternenkarte nicht mehr.

Während wir in der Antiville Road wohnten, gab es eine weitere große Veränderung: Mum wurde wieder schwanger. Ich war sehr aufgeregt über die Aussicht eines neuen Babys im Haus und lag meiner Mum mit Fragen in den Ohren.

»Wird es ein Junge oder ein Mädchen sein, Mum?«

»Das wissen wir noch nicht, Jayne. Wir werden es erst wissen, wenn das Baby geboren ist.«

Ich hoffte heimlich, dass es ein Mädchen sein würde, da ich bereits zwei Brüder hatte.

»Werde ich mit ihm spielen können, Mum? Werden wir Freunde sein?«

»Natürlich werdet ihr Freunde sein, Jayne. Es wird dein kleiner Bruder oder deine kleine Schwester sein.«

Ich fing an, kleine Fantasien durchzuspielen, darüber, was für eine gute große Schwester ich sein würde, wenn das Baby kam. Ich würde Mum helfen, wo ich konnte und auf das Baby aufpassen, wenn sie mit etwas anderem beschäftigt war. Und als Mandy dann geboren wurde, freute ich mich sehr. Zunächst einmal bedeutete es, dass Dad da war und zwei Wochen auf uns aufpasste und uns wahnsinnig verwöhnte, während Mum im Krankenhaus lag.

Dad schien so glücklich über den Neankömmling zu sein. »Freust du dich darauf, eine große Schwester zu werden?«,

fragte er mich eines Abends, während ich ihm half, das Abendessen für uns vier zu Hause Gebliebene zu kochen.

Ich nickte begeistert, ein breites Lächeln auf dem Gesicht.

Da beugte Dad sich herunter und umarmte mich. »Das ist ein wichtiger Job, die große Schwester zu sein, weißt du?«

»Ich weiß, Dad. Ich werde mein Bestes geben.«

»Natürlich wirst du das, Jayne. Aber du musst immer daran denken, dass du immer noch mein kleines Mädchen sein wirst. Ich will nicht, dass du dich außen vor gelassen fühlst, nur weil alle so glücklich über das neue Baby sind.«

»Okay, Dad«, antwortete ich glücklich, während er mich fester umarmte, bevor er sich wieder dem Kochen zuwandte.

Sean, Stuart und ich verbrachten ein paar glückliche Wochen mit meinem Dad, während wir darauf warteten, dass das Baby nach Hause kam. Wir machten lange Spaziergänge, hielten uns an den Händen, er erzählte mir alberne Witze und zog lustige Gesichter – ich fühlte mich ihm so nahe, wie niemals zuvor. Und als Mum und Mandy endlich zu Hause ankamen, bekam ich ein kleines Geschenk – meine eigene Barbiepuppe. Sie hatte einen Hut und einen Regenmantel in Gelb an, und kleine Gummistiefel, die genau wie meine aussahen. An dem Tag, an dem ich sie bekam, goss es in Strömen, und mir wurde erlaubt, mit meiner wasserfest gekleideten Puppe zur Schule zu gehen. Ich entschied, dass es Spaß machte, eine Schwester zu haben.

Die Realität erfüllt jedoch nie ganz die Erwartungen eines Kindes, und natürlich waren die Dinge nicht ganz so, wie ich es mir vorstellte, als Mandy ankam. Bis dahin war ich immer die Jüngste in der Familie gewesen. Mit Mandys Ankunft veränderten sich die Dinge. Ich begann, mich wirklich außen vor

gelassen zu fühlen. Ich weiß nicht, wann ich mich das erste Mal selbst davon überzeugte, dass Mum Mandy mir vorzog, aber je mehr Zeit verging, desto mehr bekam ich den Eindruck.

Es ist furchtbar für ein Kind, wenn es überzeugt davon ist, dass seine Mutter jemand anders mehr liebt, doch obwohl ich Mandy das nie übel nahm, hatte ich, seit sie da war, das – vermutlich falsche – Gefühl, es Mum nie recht machen zu können.

Bei einer Gelegenheit war Mum damit beschäftigt, das Haus zu putzen. Ich dachte, es wäre eine Hilfe für sie, wenn ich Mandy auf den Arm nähme und eine Weile mit ihr da säße, damit sie ungestört mit ihren Hausarbeiten weitermachen konnte. Ich nahm sie auf die Arme und drehte mich um, ohne mir darüber klar zu sein, dass der Staubsauger mitten auf dem Boden hinter mir lag. Ich stolperte, und Mandy fiel auf den Boden und stieß sich den Kopf an. Mum war sofort da. Sie erfasste die Situation mit einem Blick, und sofort war ich, ganz zu Recht, in wirklich schlimmen Schwierigkeiten.

Ich machte den Mund auf und wollte erklären, was passiert war, aber alles, was herauskam, waren Schluchzer – natürlich aus Kummer darüber, dass ich meiner kleinen Schwester wehgetan hatte, aber auch aus Kummer darüber, dass Mum jetzt wütend auf mich war.

Danach waren die Dinge zwischen Mum und mir anders. Ich weiß, dass ich diejenige war, die sich veränderte, nicht sie, und es schien, als ob ich es in ihren Augen immer, wenn ich versuchte, das Richtige zu tun, vermasselte. Ich fing an, ständig besorgt zu sein – ich konnte niemandem erzählen, wie ich mich fühlte, nicht mal meinem Dad oder Stuart. Ich wollte

keinen Ärger machen oder eifersüchtig erscheinen. Tief in meinem Inneren wusste ich, dass ich mich albern benahm. Aus meiner Perspektive hatte ich immer Schuld, und Mandy schien alle Aufmerksamkeit und Liebe zu bekommen.

Ich wurde als die Ungeschickte in der Familie bekannt.

Ich wollte unbedingt die Bestätigung meiner Mutter. Doch je mehr ich versuchte, ihr zu gefallen, desto ungeschickter wurde ich, und im Laufe der Zeit lernte ich zu akzeptieren, dass es einfach so war. Ich liebte meine Mum genauso sehr wie meinen Dad, aber es gelang mir, mich selbst davon zu überzeugen, dass ich immer erst an zweiter Stelle kommen würde, und dass ich mich daran einfach würde gewöhnen müssen.

Wir wären glücklich damit gewesen, den Rest unserer Kindheit in der Antiville Road zu verbringen, wenn wir die Gelegenheit dazu gehabt hätten. Doch die hatten wir nicht. Ich weiß nicht, warum wir aus diesem Haus ausziehen mussten, doch das taten wir, in eine heruntergekommene, ausgebombte Gegend. Unser neues Zuhause lag in einer Straße namens Hope Street.

Die Hope Street machte ihrem Namen keine Ehre. Sie war altmodisch und praktisch verfallen. Die Zimmer unseres Hauses waren schäbig und dunkel, und es gab kein richtiges Badezimmer oder gar eine Toilette. Stattdessen waren wir gezwungen, in der eisigen Kälte zu einer Hütte am Ende des Gartens zu gehen. Es waren vielleicht fünfzehn Häuser, die nebeneinander standen, aber auf der gegenüberliegenden Seite befanden sich eine Brachfläche und ein Abwasserkanal, und gelegentlich rollte ein Zug vorbei. Es war eine dieser Gegenden in Nordirland, in denen sich die Jahre der Gewalt und der Spaltung sogar in den Straßen widerspiegelten. Rostende

Karossen ausgebrannter Autos verschandelten die Gegend, und Kinder aus armen Familien kämpften auf den Straßen. Ich hielt mich von den raubeinigen Kindern fern. Ich zog es vor, drinnen zu bleiben, wo ich Daddys kleines Mädchen war.

Ich suchte immer nach Zuneigung bei meinem Dad, bis hin zu der Tatsache, dass ich es vorzog, wenn er mir die Haare wusch. Er hatte immer die Vorstellung von mir mit kurzen Haaren gehasst. »Mädchen sollten lange Haare haben, und damit basta, Jayne«, sagte er immer. Das Problem war, dass lange Haare Läuse bedeuteten. Immer, wenn das passierte, ging ich zu ihm.

»Dad, mein Kopf juckt.«

»Okay, Jayne, Liebes – lass mal sehen.«

Ich setzte mich hin, und er wühlte in meinem Haar herum, auf der Suche nach den verräterischen weißen Hautflecken. Und wenn er welche fand, war er immer glücklich, sich um sie kümmern zu können.

»Geh und hol das Shampoo, Jayne«, sagte er. Ich rannte los und holte die Flasche, die wir immer bereithielten, und er rieb die grässlich riechende Flüssigkeit auf meinen Kopf und wartete dann mit mir, während sie wirkte.

»Können wir Snap spielen, während wir warten, Dad?«, fragte ich ihn dann immer. Er lächelte nachsichtig und saß mit mir da und spielte Kartenspiele, um mich von dem widerlichen Geruch abzulenken. Und wenn es an der Zeit war, holte er den Nissenkamm aus Stahl, kämmte damit sanft durch mein Haar und erklärte mir, was Läuse machen und warum mein Kopf so juckte. Ich hasste es, Läuse zu haben, aber ich mochte es, wenn Dad mir half, sie loszuwerden.

Die Guy-Fawkes-Nacht war immer ein großes Ereignis in Irland. Die Gemeinde war froh über jede Rechtfertigung, um zusammenkommen und die harte Realität des Lebens – die Autobomben, die politischen Morde – vergessen zu können. Und obwohl ich mich nicht erinnere, dass diese schrecklichen Dinge mein eigenes Leben berührten, erinnere ich mich natürlich an die Guy-Fawkes-Nächte.

Wir Kinder verbrachten Wochen damit, die Nachbarschaft nach allem zu durchforsten, was oben auf das riesige gemeinschaftliche Feuer passte, das am 5. November entzündet wurde. Alles, was brennen würde, Matratzen, abgehauene Bäume, kaputte Betten, war Freiwild. Was auch immer es war, wir packten es auf den Haufen, damit das Freudenfeuer dieses Jahres noch besser wurde als das im Jahr davor. Mit dem Müll, den wir ansammelten, wurden Feuer aufgeschichtet, die so groß waren wie ein Haus. Zweifellos waren sie gefährlich, zogen aber alle Kinder aus unserer Nachbarschaft an, und auch viele aus den umliegenden Vierteln.

Das Tüpfelchen auf dem i war immer der Guy – eine ausgestopfte Strohpuppe, bekleidet mit alten Sachen. Wenn das Feuer aufgebaut war, war das Heraufbringen des Guys auf die Spitze in mehr als einer Hinsicht eine große Aufgabe. Es war gefährlich, und es erforderte jemanden, der furchtlos und hart im Nehmen war. Mein Bruder Stuart war dieser Jemand – er war vielleicht nicht der ältere Bruder, aber er war ganz bestimmt der waghalsigere. Es war seine Aufgabe, ganz nach oben zu klettern und den Guy an seinen althergebrachten Platz zu bringen. Er tat immer so, als wäre das keine große Sache – tatsächlich schien er angesichts der Aufregung aufzublühen.

Wenn die Guy-Fawkes-Nacht da war, war das wunderbar. Wir hatten uns immer einen Abschnitt des Feuers für das Backen von Folienkartoffeln in der heißen Glut reserviert. Die Erwachsenen spielten Musik in den Häusern und versammelten sich vor den Haustüren, tranken, rauchten und genossen die Wärme mitten im irischen Winter. Wir Kinder kosteten den berausenden Geruch des Holzes aus, der sich mit dem von brennendem Gummi mischte, als wäre es das feinste Aroma, das wir je gerochen hatten, und wenn es Zeit für uns war, unsere herrlich lockeren gebackenen Kartoffeln zu essen, hatten wir ehrlich das Gefühl, das Leben könnte nicht besser sein. Wir saßen am brennenden Feuer und hörten dem Knistern zu, bis wir uns buchstäblich vor Müdigkeit kaum noch auf den Beinen halten konnten, und dann machten wir uns müde, aber glücklich auf den Weg in unsere Betten.

Am nächsten Tag kehrte das Leben natürlich wieder zur Normalität zurück. Dad war die ganze Woche weg, während Mum sich bemühte, uns mit dem Wenigen, das wir hatten, zu versorgen. Häufig gab es keinen Strom, daher drängten wir uns um einen kleinen Gasofen und versuchten, ein wenig Wärme abzubekommen, während wir auf Gabeln aufgespießte Brotwürfel rösteten. Wir waren nicht die Einzigen – es schien in der Nachbarschaft eine Menge Frauen zu geben, die sich in derselben Lage befanden wie Mum, und wenn bei einer Familie der Strom abgestellt wurde, boten andere gelegentlich an, auszuhelfen, wenn sie konnten. Es war jedoch nicht immer ein Nachbar da, der in der Lage war, das zu tun, daher lebten wir meistens in Kälte und Dunkelheit. Wir hatten immer etwas zu essen, aber oft gab es nicht genug. Dosen mit Suppe wurden so lange mit Wasser gestreckt, bis sie für

uns alle reichten, und es kam mir vor, als würden wir immer Gieß essen, da man mit wenig lange auskam und er gut geeignet war, um hungrige Kinder zu sättigen.

Das Leben war nicht leicht für Mum und Dad, aber sie taten mit dem, was sie hatten, ihr Bestes.

Da ich noch so jung war, war der Umzug nach Irland für mich nicht so verwirrend wie für Sean und Stuart. Sie fanden sich in rauen nordirischen Schulen wieder, aber sie hatten gelernt, mit dem ausgeprägten Dialekt des Themsemündungsgebiets zu sprechen, wodurch sie sich von den anderen abhoben. Da Kinder nun einmal so sind, wie sie sind, machten meine Brüder zwangsläufig eine schwere Zeit durch.

Sean bekam eine Menge Schwierigkeiten mit den Kindern vor Ort, aber besonders Stuart wurde Opfer der bösartigsten Schikanen, die man sich vorstellen kann. Ich wurde Zeuge einiger dieser Konfrontationen, und sie sind mir bis heute im Gedächtnis geblieben.

Einmal war Stuart von einer Horde johlender irischer Kinder umringt, einige von ihnen ein ganzes Stück älter als er, die ihn beschimpften und ihn dann mit Fäusten und Füßen angriffen, ihn traten und kratzten und ihn mit großen Brettern aus rauem Holz schlugen. Zuerst lag er nur in Embryonalhaltung zusammengekauert da und nahm es hin, sein Gesicht zu einer entschlossenen Grimasse erstarrt, während sein Körper den schrecklichen Schlägen seiner grausamen Klassenkameraden und anderer ausgesetzt war. Und bei all diesen Bildern in meinem Kopf fällt mir eine Sache besonders auf: Nicht ein einziges Mal, selbst inmitten der allerschrecklichsten Schläge, weinte er. Weinen gehörte einfach nicht zu seiner mentalen

Ausstattung. Ich erinnere mich daran, dass ich manchmal sogar verwirrt war, ob sie nur zum Spaß kämpften oder nicht, da Stuart niemals irgendwelche Gefühle zeigte, doch jetzt ist mir natürlich klar, dass Schläge wie diese niemals zum Spaß verabreicht werden.

Diese Gefühle konnte er jedoch nicht unbegrenzt in sich hineinfressen. Stuart kann nicht älter als zehn oder elf gewesen sein, als er anfang, Alkohol zu trinken. Ihn im Haus zu sehen, da unsere Eltern und ihre Freunde regelmäßig tranken, und auch noch alle seine Freunde trinken zu sehen, musste ja in diesem leicht beeinflussbaren Alter irgendeine Wirkung auf ihn haben, und später erzählte er mir Geschichten, wie er Flaschen mit starkem, süßem Cider getrunken hatte, die er unseren Dad hatte trinken sehen. Einmal, nach einem besonders böartigen und brutalen Angriff von den grausamen irischen Kindern, suchte er Trost im Alkohol und wurde stockbetrunken, während er eigentlich hätte in der Schule sein sollen. Er nahm die Flasche Cider und benutzte sie, um eine Reihe Windschutzscheiben von Autos einzuschlagen, wobei er brüllte: »Ihr irischen Bastarde! Ich hasse euch! Ich hasse euch alle.« Es war eindeutig die Behandlung, die man ihm hatte zuteilwerden lassen, die diese Wut hervorgerufen hatte: Nur, weil er nicht weinte, wenn er angegriffen wurde, hieß das nicht, dass es nicht in irgendeiner anderen Form herauskommen würde.

Niemand konnte die Brutalität der Angriffe lange durchstehen. Stuart würde entweder davon zerstört werden, oder sich über sie erheben. Und daher lernte er früh, wie man zurückschlug. Er lernte, sich auf den Größten in der Gruppe zu konzentrieren – wenn er den umgehauen hatte, würden

die anderen mit Sicherheit folgen. Er lernte, dass er gut darin war. Allmählich begann er, sich den Respekt seiner Altersgenossen zu verschaffen. Entweder das, oder er hätte die Demütigung der ständigen Schikanen und Schläge für den Rest seiner Kindheit ertragen müssen. Und obwohl Stuarts zunehmend wildes Benehmen eine Quelle ständiger Angst für meine Mutter war, war es eine andere Sache, wenn Dad an den Wochenenden nach Hause kam. Mum erzählte ihm, was er alles in der Woche angestellt hatte, und Stuart wurde dann vor ihn gerufen.

»Deine Mum sagt mir, dass du diese Woche einen Kampf hattest.«

»Ja, Dad«, antwortete Stuart.

»Hast du gewonnen?«

»Ja, Dad.«

»Gut für dich.«

Man zeigte ihnen, dass man keine Angst hatte. So war es bei Dad, und Stuart war genauso.

Für die Mädchen war es jedoch nicht dasselbe. Ich hatte Gewalt immer gehasst. Sie ängstigte mich, schon in sehr jungen Jahren, und ich hatte immer ganz stark das Bedürfnis, Konfrontationen zu vermeiden. Wenn ich ein Spielzeug hatte und ein Schulfreund es wollte, gab ich es automatisch her. An meinem ersten Tag im Kindergarten spielte ich gerade mit einem Spielzeug, und ein anderes kleines Mädchen kam und nahm es mir weg. Ich war traurig, aber ich beklagte mich natürlich nicht. Ich dachte einfach, das wäre das Richtige, um einen Streit zu vermeiden und zu vermeiden, dass Leute schlecht von mir dachten.

Wer weiß, wenn ich ein bisschen mehr wie Stuart gewesen

wäre, wären die verheerenden Ereignisse der folgenden Jahre vielleicht nicht eingetreten.

Trotz der Einsamkeit, die ich fühlte, nachdem Mandy geboren worden war, wäre es falsch zu sagen, dass meine Zeit in Larne unglücklich gewesen wäre. Ich hatte gute Freunde. Einer ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. Er hieß Peter, und wir dachten, wir wären etwas Besonders, weil wir wie Peter und Jane in den Bilderbüchern waren. Natürlich hatte keiner von uns jemals das Geld für Spielzeug, und wir waren gezwungen, auf der Straße unsere eigenen Spiele zu erfinden: Jagen, Versteck spielen, Sandkuchen backen, die üblichen Kindheitsbeschäftigungen, die mir bald genommen werden würden.

Mir machte auch die Schule Spaß. Sie wurde von Nonnen geführt, und jeden Morgen hatten wir eine einstündige Versammlung, mit Gebeten und Kirchenliedern. Ich liebte das Singen und die Lesungen, nicht, weil ich besonders religiös gewesen wäre, sondern weil sie mir ein Gefühl von Frieden und Zusammengehörigkeit gaben – etwas, von dem ich dachte, es würde mir fehlen. Die Nonnen waren so gütig – eine von ihnen gab mir sogar zusätzlichen Leseunterricht – und sie gaben sich viel Mühe, damit die Schule uns Spaß machte. Ich erinnere mich daran, dass ich in einem Schulstück mitgespielt habe und mich mit Schal und einer Spitzenhaube verkleiden musste, wie jemand aus einem Westernfilm. Während ich auf der Bühne stand, blickte ich mich um und sah meine Mum und meinen Dad im Publikum. Ich war so froh, sie zu sehen, dass ich anfang zu weinen – es erfüllte mich mit einem nicht benennbaren Gefühl, dass sie kamen, um mich zu sehen. Und nach dem Stück umarmte mich eine der